

### **Predigt 3. Sonntag nach Epiphania**

**DER HAUPTMANN VON KAPERNAUM (Lk 7,1-10; Joh 4,46-53)**

Am Ende – so sagt eine bekannte Redewendung- am Ende wird alles gut sein. Wenn es nicht gut ist, dann ist es nicht das Ende. Das ist der Wunsch, irgendwie ins Reine zu kommen. Mit sich. Mit der Welt. Mit dem Leben.

Wie sehen das heute die Leute, die täglich neu die Zahlen und den Verlauf der Corona-Infektionen zählen?

Wann ist es zu Ende, wann wird es gut?

Wie sehen es die Menschen an der russisch-ukrainischen Grenze? Wie die unter Druck geratenen Weltpolitiker in Großbritannien und USA? Ein gutes Ende wäre schön.

Es sieht alles nicht so gut aus. Weder bei den aggressiven großen politischen Problemen, noch bei der Behebung aller Schwierigkeiten, die mit Corona zu tun haben.

Wenn es noch nicht gut ist, ist es nicht das Ende.

Irgendwie sollte es gelingen, dort hin zu kommen.

Heute wird von einem guten Ende erzählt. Und wie es dazu kam. Wir hören von Kapernaum. Es ist der Ort, an dem viel passiert auf dem Weg Jesu. Eine kleine Siedlung am Ufer des Sees Genzareth mit seinen knapp 1000 Menschen. Nichts Aufregendes. Die Bewohner leben von Landbau und vom Fischfang, wie die ersten Jünger von Jesus, die er hier kennen lernte. Man ist sich nah, redet vertraut. Kennt sich gut, enger Austausch über alle Dinge. Tuchföhlung. Hautkontakt. Brüder und Schwestern einer starken Religion – die der Feind, die

Eroberer jedoch immer wieder in die Knie zwingen wollen. Gelegenheit zu Spannungen gibt es auch in Kapernaum. Eine Zollstation muss gesichert werden durch Soldaten. Feindliche Römer. Verhasste Ordnungskräfte – Außenseiter in den Augen der frommen Dorfbevölkerung.

Das wird Jesus kaum anders gesehen haben.

Als er nun hineingeht in den Ort – sich hineinbegibt in die Realität dieses Tages - da kommt einer dieser gefährlichen Menschen auf ihn zu. Ein Militär. Ein Zenturio. Einer, der hundert Leute zu befehligen hatte. Mit einer solchen Zahl an Kräften kann man schon einiges Anstellen in einer kleinen Siedlung. Sie stellen eine echte Bedrohung dar.

Der Offizier hat aber kein Interesse am Konflikt.

Er hat Interesse an zwei Dingen. An seinem kranken Diener. Und an dem fremden Messias Jesus.

Es wäre ein Leichtes für ihn, mit rauer Stimme seine Absicht zu befehlen. Was sollte ihm der unscheinbare Rabbi Jesus entgegensetzen? Doch er begegnet ihm mit großem Respekt. Schon hier beginnt das Merk-Würdige.

Der Zenturio befiehlt nicht, er bittet. Er nennt Jesus „Herr“. Gibt ihm eine höhere Stellung und größere Macht und die eigene Autorität aus der Hand.

**Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist gelähmt und leidet große Qualen. Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen.**

Bis hierher ist alles eher zufällig und unspektakulär. Viele

Tausende sprechen Jesus, den Wunderheiler an, suchen Hilfe. Und da die Entfernung nicht groß zu sein scheint, sagt Jesus Ich will kommen. Er wird Handgriffe und Gesten anwenden, den Kranken berühren, mit ihm reden. Solche Dinge, die ein Heiler eben tut. Gewöhnlich vertrauen die Betroffenen, dass es klappt. Manchmal aber wird es außergewöhnlich.

Der Zenturio zeigt eine neue Seite des Vertrauens, nicht der Augenschein, sondern das bloße Wort ist es, das Heilung und Hilfe bringt. Von weit her. Diesem Wort vertraut der Zenturio. Damit hat er Erfahrung. Auf andere Art allerdings.

Im fernen Rom da sitzen die Herrscher. Von dort ergeht nach Ost und West, nach Nord und Süd Befehl und Weisung, die das Imperium leiten. Wenn das für die Order des Militärs funktioniert, dann muss es dem Glauben auch gelingen.

Das ist ganz wichtig. Ein tiefes Grundvertrauen, dass einer im Stande ist, durch ein Wort etwas zu ändern. Diese Haltung bringt der namenlose Zenturio mit. Vertrauen zeigt er und der Person, der er es entgegenbringt, traut er etwas zu. Jesus.

Es ist die Voraussetzung bei den meisten Entscheidungen. Ich stimme einer Sache zu, wenn sie mir vertrauenswürdig erscheint. Oft sind dabei Gefühle im Spiel. Einem Menschen, den ich sympathisch finde, vertraue ich lieber als einem Griesgram. Leute mit Vorbildcharakter genießen eher das Vertrauen, als solche, bei denen viel schief geht. Das kann auch in diesen merkwürdigen Zeiten eine Lehre

sein. Jesus offenbar ist sympathisch. Er strahlt eine Kraft aus, die die Leute anzieht und sich auf ihn verlassen lässt. Sprich nur ein Wort.

Sprich nur ein Wort... das wäre genial.

Dieses Wort bleibt nicht aus.

Dieses Wort kennt noch keiner.

Dieses Wort schläft. Aber es ist da und will geweckt werden.

So ein römischer Hauptmann hatte zu Zeiten Jesu keinen Grund, irgendwem zu trauen, außer seinen Vorgesetzten. Den Machthabern. Denen, die ihm Lohn und Brot geben. Die schlichten Grundbedürfnisse des Lebens befriedigten. Er hatte keinen Grund. Die Not treibt ihn an.

Einer seiner Knechte ist krank. Vielleicht in Quarantäne. Kann seiner gewohnten Aufgabe nicht nachgehen, das bringt den Hauptmann durcheinander. Er braucht die Arbeitskraft des Erkrankten. Kann sein, der Knecht genießt die besondere Zuneigung seines Herrn. Das soll vorkommen. Möglicherweise hatte er Pläne mit ihm.

Wie es auch sei: er wollte nicht, dass er unter Lähmung und Qualen zugrunde ginge. Das ehrt den Hauptmann sehr. Die meisten seiner Kameraden waren in solchen Fragen deutlich unbekümmerter. Ein Menschenleben galt nicht viel in jenen Zeiten. Nun stelle ich mir diesen Zenturio vor: den Kopf voller dringender Aufgaben. Ein großes Anwesen hat er zu leiten. Menschen Vorgesetzter sein.

Sagen, wo es lang geht. Sagen, was richtig ist, was nötig.  
Eine Solche Rolle verschafft Einfluss. Und setzt zugleich unter  
Druck. Denn Fehler werden sofort bemerkt und kratzen  
empfindlich am Ansehen.

Die eigene Unfähigkeit einzugestehen, braucht Mut.  
Ein anderer Mut als vor Verbrechern oder vor Feinden, wie  
ein Soldat sie hat. Es ist der Mut der Selbstüberwindung.  
Den Mut einzugestehen, dass kann ich nicht mehr allein.  
Dieses Geständnis, dieses Bekenntnis führt ihn zu Jesus.  
Sich auf den einzulassen und Hilfe bei ihm zu erhoffen, Hilfe  
aus dem Wort – das ist das Ziel. Damals. Heute. Und dann:  
der Zenturio kann bei aller Sorge diesen Moment der Hilfe  
abwarten und sich darauf verlassen, dass es werden wir.

Sprich nur ein Wort. Jesus spricht sein Wort.  
Ein Wort, das gesund ist. Das gesund macht.

Mit den Konfirmanden habe ich kürzlich über das Wirken und  
Leben von Jesus gesprochen. Einer sagte, ihn beeindruckt  
Jesus, weil er heilen konnte. Und Heilung bedeutet für ihn so  
etwas wie Reinheit. Auch im geistigen Sinn, wenn einer  
seelische Probleme hat. Damit hat der junge Mann die  
Heilungsgeschichte im Kern begriffen.

Jesus will helfen, dass wir mit uns und mit ihm ins „Reine“  
kommen. Das Wort, das er spricht, wird dazu dienen.  
Das Wort, das er spricht, das wir wiederholen.  
Das wir sprechen und singen.  
Das wir wirken lassen.

Sein Wort, das sagt: es ist gut. Am Ende. Amen